

Insel Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Jahre am Bodensee

Erinnerungen, Betrachtungen, Briefe und Gedichte
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Volker Michels Mit Bildern von
Siegfried Lauterwasser

© Insel Verlag
978-3-458-17487-5





Hermann Hesse, 1910, Foto: Gret Widmann

Hermann Hesse

Jahre am Bodensee

*Erinnerungen, Betrachtungen,
Briefe und Gedichte*

Herausgegeben
von Volker Michels
mit Bildern von Katharina und
Siegfried Lauterwasser

Insel Verlag

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG · Printed in Germany · Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-458-17487-5

Jahre am Bodensee

Hermann Hesse war 27 Jahre alt, als er an den Bodensee kam, 35, als er nach Bern umzog. Von 1904 bis 1912, also knapp acht Jahre lang, hat er dort gelebt. Noch nicht einmal ein Zehntel seiner gesamten Lebenszeit war das, doch folgenreich für seine eigene Entwicklung wie auch für den Werdegang des immer noch schönsten und stillsten, Untersee genannten Bodenseeteils, wo der Rhein den See verläßt. Für diesen Landstrich, wie später die Südschweiz, war Hermann Hesses Ansiedlung der Auftakt, viele weitere Künstler anzuziehen und sich hier niederzulassen. Doch wurde nie eine homogene Künstlerkolonie daraus, kein Worpswede am Bodensee, so ähnlich die Beweggründe der Schriftsteller- und Malerkollegen auch waren, die in einer noch intakten und ursprünglich gebliebenen Landschaft ein alternatives, den Zerstörungen der Zivilisation und Industrialisierung abgewandtes Leben führen wollten. Sie wußten, warum. Denn allesamt kamen sie ja keineswegs aus der Provinz, sondern aus Großstädten hierher: Hesse aus Basel, Wilhelm Steinhausen aus Frankfurt, Otto Dix aus Düsseldorf und Dresden, Erich Heckel aus Berlin. Denn wo wird man sich des Gegensatzes bewußter und kann ihn genauer darstellen, als angesichts der unverdorbenen Kehrseite zur Denaturierung und Reizüberflutung der Metropolen, sei es im Abbild, sei es durch Kontrastprogramme?

Die erste bisher auffindbare Äußerung Hermann Hesses über den Bodensee berichtet von einer Erkältung, die er sich Mitte Dezember 1903 bei einer Schiffsfahrt von Meersburg nach Kreuzlingen zugezogen haben muß, anlässlich seines dritten Besuches im schweizerischen Emmishofen bei dem elf Jahre älteren Schriftstellerkollegen Emil Strauß, dessen ein Jahr zuvor erschienener Schülerroman *Freund Hein* großes Aufsehen erregt und Hesse zur Darstellung seiner eigenen Schulzeit in der Erzählung *Unterm Rad* ermutigt hatte.

»Ich habe«, berichtet Hesse am 9. Dezember 1903 nach der Rückkehr von dieser Reise, »einen solchen Katarrh, daß ich kaum mehr aus den Augen sehe. Geholt habe ich ihn mir auf dem Bodensee, wo ich beim Freund Hein-Strauß fünf Tage war. Es war ganz herrlich, und ich sah unendlich viel Schönes. Die Rathäuser in Überlingen und Konstanz, das Schloß in Meersburg, die Kirchen der Reichenau und die alte Kanzlei in Überlingen gehören zum Allerschönsten, was ich je gesehen habe, und sind mehr als einen Katarrh wert.«

Hesse war damals 26 Jahre alt, hatte drei Monate zuvor seine Lehre als Buchhändler und Antiquar in Basel abgeschlossen und sich mit der Veröffentlichung zweier Gedicht- und Prosabände, aber auch schon mit

*Rechte Seite:
Segelschiffe vor der
Uferpromenade von
Überlingen.*

*Kürzlich war ich in
Zürich und dann am
Bodensee, wo ich einige
mir noch nicht bekannt
gewesene Sachen sah,
namentlich in Konstanz
und Überlingen. Ein
schöneres Haus als
das alte Konstanzer
Rathaus kenne ich in
ganz Deutschland nicht!
Doch erkältete ich mich
im Wind auf dem Schiff
und bin genötigt still zu
sitzen und mich zu
kurieren, wozu ich
wenig Talent habe.
(Aus einem Brief vom
19. 12. 1903 an Hans
Bethge)*

Buchbesprechungen in Schweizer und deutschen Blättern einen Namen gemacht. Im selben Monat war von Samuel Fischer in Berlin, dem wichtigsten deutschen Verleger für Gegenwartsliteratur, sein erster Roman *Peter Camenzind* veröffentlicht worden, der bereits im Vorabdruck ein so großes Echo fand, daß sich der internationale Erfolg der Buchausgabe, die schon 1905 ins Norwegische, Russische und Schwedische übersetzt wurde, abzuzeichnen begann.

1902 hatte Hesse in Basel die neun Jahre ältere Maria Bernoulli kennengelernt, Tochter des dortigen Notars und Musikaliensammlers Fritz Bernoulli-Gengenbach, die von 1900 bis 1904 mit ihrer Schwester Mathilde in der Basler Bäumleingasse ein Atelier für Kunstfotografie – wie es auf dem Firmenschild hieß – betrieb. Weil sie es war, die die Weichen stellte, um bald darauf am Bodensee ansässig zu werden, wollen wir einen etwas genaueren Blick auf sie und die mit ihr verbundene Vorgeschichte werfen.

Gemeinsam mit Mia, wie Hesse sie nannte, die übrigens die erste Berufsfotografin der Schweiz und überdies eine passionierte Klavierspielerin und Bergsteigerin war, hatte der Dichter im Frühjahr 1903 seine zweite Italienreise unternommen und kurz danach bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten. Dieser freilich wollte von einem brotlosen Künstler als Schwiegersohn nichts wissen und ließ den Brautwerber auf seinen wiederholten Vorstoß am 23. September 1903 wissen: »Ihren Beruf zum Schriftsteller kann ich nicht anerkennen.« Dem *Peter Camenzind* vermochte er so wenig abzugewinnen, daß er dem Autor zwar einen »überaus achtenswerten Charakter« zubilligte, ihm jedoch – vielleicht wegen der in der Erzählung angestimmten Loblieder auf den Wein – mitteilte: »Aber zu einer Verbindung mit meiner Tochter kann ich meine Zustimmung nicht erteilen.«

Hesse, der vor der Ehe ohnehin ein »unbestimmtes Grauen« hatte, weil er in ihr eine Fessel und ein Hindernis für seine künstlerische Arbeit befürchtete, scheint dies als eine Bestätigung seiner Vorbehalte verstanden zu haben und erst einmal auf Distanz gegangen zu sein.

»Ich habe so Sehnsucht nach Dir«, schrieb Mia daraufhin im Januar 1904, »daß wenigstens ich zu Dir kommen muß, wenn gar nichts von Dir zu mir kommt! [...] Ich habe vielleicht gedrängt wegen der Heirat, und das hat Dich wohl ungeduldig gemacht und gedrückt, aber ich möchte Dich jedes Druckes los wissen, denn ich bin, trotz allen anscheinenden Hindernissen, innerlich überzeugt, daß wir gewinnen und durchkommen. Mir kommt's manchmal vor, als sei alles, was ich jetzt ohne Dich lebe, nur unnütze Zeitvergeudung.« Und zwei Tage später: »Du sollst frei sein. Du hast mir ja nie



ein feierliches Wort gegeben [...]. Ich verstehe, daß es für Deine künstlerische Entfaltung so sein muß, daß Du da keine Rücksichten nehmen darfst [...]. Ich habe geglaubt, mit meiner Liebe Dir zu dienen und Dein Leben verschönern zu können, nun ist es ins Gegenteil ausgeschlagen [...]. Leb' wohl, Du Einziger, verzeih mir – wenn ich mich nicht so von Dir loslösen kann, daß Du nichts davon spürst [...]. Aber ich darf Dir auch noch sagen, daß meine ganze Liebe Dir immer gehören wird, wenn ich Dich auch nicht mehr behalten darf.«

Hesses Antworten auf diese Briefe haben sich leider nicht erhalten. Sie sind im Februar 1942 beim Brand von Mias Haus in Ascona bis auf wenige anderswo aufbewahrte Schreiben in Flammen aufgegangen. Aber die Gegenbriefe zeigen, daß ihr Nachdruck nicht vergebens war. »Du mein liebstes Herz«, bedankte sich Mia drei Tage später, »Dank tausendmal, daß Du nicht allein bleiben willst und ich bei Dir bleiben darf [...]. Ich möchte all meine Liebe wie eine warme, lichte Sonnenflut auf Dich strömen lassen. Wir gehören einander, und es darf uns nichts, nichts mehr trennen.«

Nun ging alles ziemlich rasch. An Pfingsten 1904 verlobten sich die beiden in Basel mit oder ohne Schwiegervater, und von nun an ist Mias Einfluß unverkennbar – auch was die künftige Niederlassung am Bodensee betraf. Als Hesse zum Beispiel im Februar 1904 mit dem Gedanken spielte, der finanziellen Sicherung seiner Ehe wegen, einen von Wilhelm Schäfer vermittelten Redaktionsposten bei der *Frankfurter Zeitung* anzunehmen, war sie es, die ihn davon abhielt. Als er im April daran dachte, nach der Heirat vielleicht auf die Schwäbische Alb zu ziehen, schrieb sie ihm: »Offen gestanden, würde ich mich nicht gern zum Schwabenland entschließen [...] zudem wäre mir die Schwäbische Alb zu wasserarm; ich finde, wenn man aufs Land zieht [das also scheint festgestanden zu haben], darf man doch auch darauf sehen, daß man im Sommer nicht bloß in der Wanne baden muß, sondern wenigstens etwas Bach zur Verfügung hat.« Deshalb, und wohl auch wegen der größeren Nähe zur Schweiz sei ihr der badische Schwarzwald lieber. Sie habe aber auch schon an das schweizerische »Stein am Rhein« gedacht, das soll entzückend und billig zum Leben sein. Und wäre auch in der Nähe von Emil Strauß, was ich gar nicht übel fände.«

Damit scheint Hesse einverstanden gewesen zu sein, freilich ohne sich schon auf einen bestimmten Ort festzulegen. Denn am 31. Mai 1904 gab Mia ein Inserat auf, worin, ohne genaue Ortsangabe, einfach eine Wohnung am badischen Teil des Bodensees gesucht wurde. Zwei Wochen später fuhr sie zu Emil Strauß, um sich von Emmishofen aus vier Tage lang

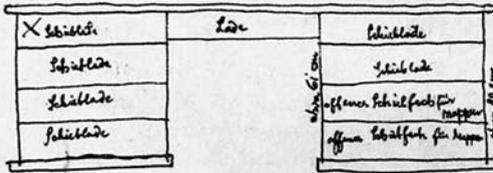


*Hermann Hesse mit
Emil Strauß, Verfasser,
u. a. des berühmten
Schulromans »Freund
Hein« in Bernrain bei
Emmishofen im Herbst
1903.*

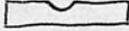
Wohnungen in Überlingen, Unteruhldingen, Wangen, Hemmenhofen und Gaienhofen anzusehen, wo ihr ein altes, aus dem 18. Jahrhundert stammendes Bauernhaus neben der Dorfkapelle am meisten zusagte. Mit dem befreundeten Basler Architekten Hans Hindermann kam sie dann am 2. Juli erneut dorthin, um das Anwesen von einem Fachmann inspizieren zu lassen und gleich darauf auch den Mietvertrag abzuschließen. Das alles also ohne aktive Mitwirkung ihres Verlobten, der sich seit Oktober 1903 nach Calw zurückgezogen hatte, um dort, am Schauplatz der Handlung, die Schülertragödie *Unterm Rad* abzuschließen und sich zweier Auftragsarbeiten für den Berliner Verlag Schuster & Löffler zu entledigen, der Hesse um Monographien über Boccaccio und Franz von Assisi gebeten hatte.

Am 2. August, nachdem die Manuskripte abgesandt und von der Braut das Nest am Bodensee bereit war, konnte endlich geheiratet werden – der vielen Freunde und Verwandten wegen in Basel. »Meine Hochzeit«, berichtet Hesse seinem Wiener Kollegen Stefan Zweig, »ging im Galopp, da der Schwiegervater nicht einverstanden ist [...] kam ich dahergereist, solange er gerade nicht in Basel war, dann ging's subitissimo aufs Standesamt. Nun grollt der Alte von ferne, scheint sich aber allmählich zu beruhigen. Und nun bin ich ein verheirateter Mann, und mit dem Zigeunern hat es einstweilen ein Ende.« Und noch am selben Abend, wohl um dem

Das Tischblatt soll 1.10 m breit und
 1.10 m lang sein. Die vier Ecken sollen
 abgerundet sein. Die Tischplatte soll
 aus Eichenholz sein. Die Tischplatte
 soll 2 cm dick sein. Die Tischplatte
 soll 80 cm hoch sein. Die Tischplatte
 soll 64 bis 62 cm sein. Die Tischplatte
 soll aus Eichenholz sein.



X Die Tischplatte soll aus Eichenholz sein. Die Tischplatte soll 2 cm dick sein. Die Tischplatte soll 80 cm hoch sein. Die Tischplatte soll 64 bis 62 cm sein. Die Tischplatte soll aus Eichenholz sein.



aus Eichenholz sein.

Die Tischplatte soll aus Eichenholz sein. Die Tischplatte soll 2 cm dick sein. Die Tischplatte soll 80 cm hoch sein. Die Tischplatte soll 64 bis 62 cm sein. Die Tischplatte soll aus Eichenholz sein.

Ich habe schon die Tischplatte aus Eichenholz sein. Die Tischplatte soll 2 cm dick sein. Die Tischplatte soll 80 cm hoch sein. Die Tischplatte soll 64 bis 62 cm sein. Die Tischplatte soll aus Eichenholz sein.

Brief Hesses vom 2. 6. 1904 an Hermann Haas, München mit einer Wunschskizze, des kurz darauf von Haas angefertigten Schreibisches, den Hesse sein Leben lang benutzte.

Schwiegervater zu entkommen, machten sich die Frischvermählten aus dem Staub, mit Stationen in Schaffhausen, Konstanz, Rheineck, Ermatingen und Steckborn, um vom Schweizer Seeufer aus nach Gaienhofen überzusetzen. Sechs Bücherkisten aus Basel waren bereits eingetroffen. Aber auf die Möbel mußte man noch tagelang warten, und auch der nach Hesses genauen Angaben eigens von Freund Hermann Haas in München gezimmerte Schreibtisch stellte sich erst drei Wochen später ein.

Damals hatte das Dorf Gaienhofen nicht einmal 300 Einwohner. Es gab dort am deutschen Seeufer weder elektrisches Licht, Gas noch eine Wasserleitung, geschweige denn bequeme Verkehrsverbindungen. Die komfortabelste Anreisemöglichkeit war per Dampfschiff von Konstanz aus ans gegenüberliegende Schweizer Ufer nach Steckborn und dann im Fährkahn über den See. Auch Einkaufsmöglichkeiten gab es keine, außer einem Bäcker, so daß Hesse künftig zweimal wöchentlich auf die andere Seeseite nach Steckborn rudern mußte, um sich mit allem einzudecken, was für den Lebensunterhalt erforderlich war. »Ich kann schon den ganzen Zolltarif für Küchensachen usw. auswendig«, schrieb er drei Wochen nach seiner Ankunft an Alexander von Bernus, »ziehe aber womöglich das Schmuggeln vor.« Dafür aber wohne man billig. Zu einer Traummieta von jährlich 150 Goldmark hatte ihnen der Bauer Hepfer die Wohnhälfte seines baufälligen

Gehöftes zur Verfügung gestellt, fünf kleine Stuben, während die andere Hälfte mit Stall und Scheune weiterhin landwirtschaftlich genutzt wurde. Nun sei er Herr »über ein Haus, eine Frau, eine Katze, eine Magd, zahllose Käfer und Schnecken«, meldet er kurz nach dem Einzug seiner ehemaligen Zimmervermieterin nach Basel.

»Gegenüber der Mauritius-Kapelle und dem Dorfbrunnen nahe dem Schulhaus und der mächtigen Friedenslinde von 1871«, erinnert sich Hesse in einem Brief aus den fünfziger Jahren, »richteten wir uns ein. Der Wohn- teil des Hauses bestand aus einer Küche und zwei Stuben, deren größere mit einem großen grünen Kachelofen und einer sogenannten ›Kunst‹ un- ser Wohn- und Speisezimmer war. Rohe Holzbänke liefen an den holzge- täfelten Wänden entlang; es war dort warm und behaglich.«

Dieses karge Ambiente, fern der Metropolen und der Pomp- und Plüsch- kultur der Belle Époque Kaiser Wilhelms II., entsprach ganz den Idealen der Jungvermählten, die entschlossen waren, nach dem Vorbild von Hes- ses eigener Romanfigur Peter Camenzind, einem Nachfahren von Rous- seau, Thoreau und Tolstoj, den Stammvätern der heutigen Grünen, hier ein alternativ-stadtdfernes gesundes, fleißiges und bedürfnisloses Künst- lerleben zu führen, mit einem einzigen Luxus allerdings, nämlich inmit- ten einer schönen und charakteristischen Landschaft zu wohnen. Denn ein Dichter, vermerkt Hesse in seiner Betrachtung *Wahlheimat* (1930), sei in vieler Hinsicht »das anspruchloseste Wesen der Welt. Aber in anderer Beziehung wieder verlangt er viel und stirbt lieber, als daß er verzichten würde. Mir zum Beispiel wäre es unmöglich zu leben, ohne daß die Um- gebung meinen Sinnen wenigstens ein Minimum an echter Substanz, an wirklichen Bildern böte. In einer modernen Stadt, inmitten von kahler Nutzarchitektur, inmitten von imitiertem Holz, inmitten von lauter Ersatz und Täuschung zu leben, wäre mir vollkommen unmöglich, ich würde da bald eingehen.«

Von Anfang an war Hesse das Gegenteil von einem lackierten Zivilisa- tionsliteraten. Wenn irgend möglich, hat er die Ballungsräume und intel- lektuellen Zirkel gemieden. Auch die Öffentlichkeit habe er nie geliebt, weil es ihm lästig sei, in einer Umgebung zu leben, wo man ihn bloß als Namen und Marke kenne. »Mein Leben konnte mir gar nicht privat genug sein, und so habe ich niemals irgendeiner Ansammlung von ›Prominen- ten‹ beigewohnt, sei es Salon, Klub, Ball oder Bankett; ich hatte es leicht, mich darum zu drücken denn ich wohnte immer weitab auf dem Lande«, notierte er 1933. Dekadenz, Cliqueswesen, Protektion und geschniegelte

Die erste Seite
von Hesses
Gaienhofener
Haushaltsbuch.

		Ausgaben			
1904	Mk Pf	Transport	Mk Pf		
			445	12	
Kauszahl <u>August</u>	97 12	Feuerversicherung	20	—	
Fischkarte	5 —	Brennholz (30 25) ^{n. d. Sagen}	25	25	
Kauszins-Rate (10 ¹⁰⁰)	50 —	Varia (Hühner, Müllkäse etc.)	2	—	
für Hotel-Dresden	10 —	Kette aus Boot (1.50 + 40 + 1.25)	3	10	
Schiff. Konsum	3 20	Sonntagsausflug (Horn)	2	50	
Zigaretten	50 —	Kauszahl September	204	54	
<u>September:</u>		<u>Oktober:</u>			
Briefmarken u. Karten	11 —	Ausgaben (mit Kausb. Buch)	444	43	
Schreibstisch	145 90	<u>November:</u>			
Chokolade	3 50	Ausgaben (mit Kausb. Buch)	303	45	
Güterbestätter	30 —	<u>Dezember:</u>			
Fischzeit	4 —	Niederlands-Buchbinder-Gelehrer	54	—	
Ringolinum	4 10	Holz (7.50) Boot + Uhrschloß (4.—)	11	50	
Wein aus Meerburg	10 —	Büchler (von Langen, München)	20	—	
Varia (Trinkgeld, Hans n. s. 10.)	3 —	Kolle (4.5) Varia (8.50)	9	—	
ein Teppich	9 30	Kauszahl Dezember	171	—	
		Beutel (5.—) Briefel 20.— Kündigung 11.—	35	—	
			176	89	
	445 12				

Repräsentanz waren ihm zuwider. Gelegenheit dazu hätte er genug gehabt. Denn inzwischen hatte der *Peter Camenzind* auch in der Reichshauptstadt Furore gemacht: »Ich müßte aus tausend Gründen«, schreibt er damals aus Gaienhofen, »notwendig nach Berlin, und davor graut mir sehr. Das einzige, was mir an Berlin gefällt, ist, daß es so weit weg von hier liegt.« Seinen Verleger hat er dort – dessen beharrlichen Aufforderungen zum Trotz und im Gegensatz zu fast allen Autorenkollegen wie Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Henrik Ibsen, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Jakob Wassermann – kein einziges Mal besucht. In einem noch in Basel entstandenen Gedicht heißt es bezeichnenderweise:

»Man hatte mich eingeladen,
ich wußte nicht warum.
Viel Herren mit schmalen Waden
standen im Saal herum.

Es waren Herren von Namen
und von gewaltigem Ruf,
von denen der eine Dramen,
der andere Romane schuf.

Sie wußten sich flott zu betragen
und machten ein großes Geschrei,
da schämte ich mich zu sagen,
daß ich auch ein Dichter sei.«

Einen Dichter, das haben damals wohl auch die Nachbarn in Gaienhofen kaum in ihm vermutet. Denn weil es in jenen Jahren dort außer Bauern und Fischern keine Handwerker gab, mußte er selber Hand anlegen, um das baufällige, urkundlich erstmals 1783 erwähnte Haus vom Dach bis zum Estrich zu sanieren.

Er habe, berichtet der so schwäbische wie sparsame Hesse, »die Kisten-
nägel vom Umzug Stück für Stück auf unserer steinernen Hausschwelle
geradegeklopft und die klaffenden Ritzen im Obergeschoß mit Werg und
Papier ausgestopft, danach das Fachwerk mit roter Farbe gestrichen.«
Doch kaum war das Häuschen halbwegs behaglich, bekam seine Frau Mia,
vielleicht durch die ungewohnt feuchte Kühle des Seeklimas, vielleicht
durch die Belastungen des Umzugs, so schmerzhaft Rheuma-Attacken,
daß sie für drei Monate ins Krankenhaus zurück nach Basel gebracht wer-
den mußte. Kein Wunder also, daß Hesse daraufhin in einem Brief an die
Schriftstellerkollegin Helene Voigt-Diederichs klagte: »Und ist das Häus-
chen noch so klein, der Teufel hängt den Schwanz hinein.«

Das mußte auch Stefan Zweig erfahren, einer von damals schon annä-
hernd hundert Freunden und Kollegen, die Hesse bereits in seinem ersten
Gaienhofener Jahr besuchten. Der begeisterungsfähige Dichter aus Wien
hatte das kleine Arbeitszimmer Hesses im ersten Stock des Hauses so en-
thusiastisch betreten, daß er den niedrigen Türbalken übersah und dabei
mit solchem Schwung den Kopf anstieß, daß er sich erst einmal eine Vier-
telstunde hinlegen mußte, bevor er wieder ein Wort herausbrachte. Aber

auch andere Besucher konnten die Sprache verlieren, zumal, wenn sie unangemeldet kamen. Dann nämlich konnte es passieren, daß sie Hesse in den Sommermonaten in einem Kostüm antrafen, das nur aus Brille und Zigarre bestand, einer Freikörperkultur, der er durchaus nicht nur beim Schwimmen im See huldigte. Dort freilich ohne Zigarre.

Ob er dagegen ernst gemacht hat mit seiner schriftlich geäußerten Absicht, unerwünschte Besucher und lästige Touristen mit der Armbrust fernzuhalten, Freunde dagegen mit einem Böllerschuß zu begrüßen, ist heute nicht mehr feststellbar, aber keineswegs unwahrscheinlich angesichts seiner lebenslangen Lust am Feuerwerken und Zündeln. Hesse berichtet davon in einer seiner Antworten auf Leserbriefe, die schon in den Bodensee-Jahren so zahlreich waren, daß er Ende 1904 beim zuständigen Bezirksamt des Großherzogtums Baden ein eigenes Postamt für Gaienhofen beantragte. Drei Wochen nach seiner Ankunft am See beschaffte er sich ein eigenes Ruderboot, der Einkäufe und vielen Ausflüge wegen, die man damit, sei es zur nahe gelegenen Insel Reichenau, in den Thurgau oder bis hinunter nach Stein am Rhein und Schaffhausen, unternehmen konnte. »Bei einiger Todesverachtung«, schrieb er im November 1904 dem Schriftstellerkollegen Wilhelm Schmidtbonn, könne man damit sogar segeln. »Heut war ich draußen auf dem See«, berichtet Hesse am 30. 8. 1904 an Paul Remer, »um mein neues Boot zu reparieren und einzuweihen. Sonst beschäftigt mich meist noch das Instandhalten des Haushalts. Da gibt's genug zu tun. Es gibt zum Beispiel keine Wasserleitung, man muß alles Wasser von Brunnen holen. Die Temperenzler werden finden, das Wassertragen sei die Strafe für meine Liebe zum Wein. Diese schmachtet hier freilich Not, denn am Ort wächst nichts Trinkbares[...]. Es fehlt, da auch im Haus an Dach und Böden genug zu flicken ist, nicht an Arbeit.«

Hesses Tübinger Jugendfreund, der Arzt und Dichter Ludwig Finckh, der sich 1905 in seiner Nachbarschaft niedergelassen hatte, berichtet über das Interieur von Hesses erster Gaienhofener Wohnung: »Zu ebener Erde, in der Südostecke des Hauses lag die altersbraun getäfelte Stube mit dem grünen Kachelofen und der Fensterbank um den Tisch. Wenn erzählt, vorgelesen und gegessen wurde, kam der geliebte schwarze Kater Gattamelata, schnurrte und ließ sich tätscheln und der Hausherr holte ein Krüglein roten Seewein aus dem Keller herauf. Nebenan im kleinen Zimmer stand das Klavier, auf dem Frau Mia abends meisterlich spielte, oft Chopin, dessen Musik in manchen Versen Hesses durchklingt. Wenn Gäste kamen, nahm er sie mit hinauf in sein Arbeitszimmer. Man sah vom Fenster hin-



Hermann Hesse im Sommer 1907 am Seeufer mit seinem Sohn Bruno.

aus auf den Bodensee und das Schweizer Ufer von Berlingen bis Konstanz, die Reichenau, auch der Bodanrück wurde gestreift und der Brunnen im Vordergrund schloß die Sicht. Eine lange Brissago hatte er sich angesteckt. Er rauchte sie genußvoll langsam ab und ließ dann noch einen gehörigen Stumpfen übrig, um dem Nachbarn, dem alten Mesmer eine Freude zu machen, der von Woche zu Woche die in einem Becher gesammelten Reste holen kam, um sie genußvoll vollends aufzurauchen.«

Nicht zuletzt den zahlreichen Bootsausflügen verdanken die Stimmungsbilder in Hesses Bodensee-Erinnerungen ihre Anschaulichkeit, das jahreszeitliche Kolorit mit seinem klimatischen Abwechslungsreichtum,



Illustration von
Olaf Gulbransson im
»Literarischen
Bestiarium« von Franz
Blei, 1920.

wobei nur Verlaß ist auf die spiegelgleiche Übereinstimmung von Himmel und Wasser. Nicht zufällig sind hier im spätherbstlichen Seedunst, wo das vom Sommer noch aufgewärmte Wasser in die kühlere Luft verdampft, Hesses wohl eindringlichste Verse entstanden, das an einem Novembertag des Jahres 1905 geschriebene Gedicht »Im Nebel«.

Beim Lesen solcher Impressionen, die auch heute noch so elementar auf uns wirken wie ein Möwenschrei oder die herbe Süße wild gewachsener Mostbirnen, auf Streuobstwiesen oder am Straßenrand, fühlt man sich nicht mehr als Zuschauer und Außenstehender, sondern als Bestandteil der Landschaft zwischen Ried und See. Diese selbst vom kritischen Kurt Tucholsky gerühmte Sinnlichkeit der Naturbeschreibung hat den Wiener Satiriker Franz Blei auf die Idee gebracht, den Kollegen in seinem *Literarischen Bestiarium* wie folgt zu charakterisieren: »Die Hesse, so wird eine liebliche Waldtaube genannt, die man wild nicht mehr antrifft. Ihrer Zierlichkeit wegen wurde sie ein beliebter Käfigvogel, die den Besucher damit ergötzt, daß sie sich auch im Käfig immer noch gebärden tut, als wäre sie im freien Walde. Das verschafft dem Stadtbewohner die Sensation der Natur und solches wird erhöht von ganz kleinen Drüsen, aus denen sie einen Geruch absondert, der leise an Tannenduft erinnert.« Das ist von liebenswürdiger und vielleicht auch etwas eifersüchtiger Boshaftigkeit.

Ebenso einprägsam wie die Natur, den Föhn, den Nebel, die Formationen der Wolken, des Wassers – wobei jeder Windstoß dem See ein neues Gesicht beschert – und das gleichermaßen vielgestaltige Alpen- und Vorgebirgsgelände schildert Hesse die Menschen. So entgeht ihm auf seinen Ausflügen, die er in die nähere Umgebung unternimmt, nicht, wie sich z. B. auf einer Reise durch das Appenzell etwa von Romanshorn an das Tempo des Zuges durch zugestiegene Einheimische »auf freundliche Weise zu verlangsamen scheint, lediglich auf Grund des Dialektes, der Gestalten, Gesichter und Gesten«, oder welche Rolle etwa Todesfälle spielen, die hier, weil sie in kleinen Lebensgemeinschaften wie seinem Bodenseedorf relativ seltener vorkamen, teilnehmsvoller gewürdigt wurden als in den Städten, »wo jeden Tag Menschen sterben, ohne daß außer den Allernächsten jemand darauf achten kann«. So sind Hesses Aufzeichnungen aus seinen acht am See verbrachten Jahren mitsamt den Schilderungen von Wanderungen und Ausflügen in die umgebenden Landschaften nicht nach der Art von Reiseführern Hinweise auf vom Tourismus bevorzugte Sehenswürdigkeiten, sondern ganz individuelle, einem Tagebuch ähnliche Berichte eines Menschen, der gewohnt ist sich Rechenschaft abzuverlan-

gen über alles, was er unternimmt und was ihn bewegt. Dass in jenen Jahren, kurz nach der Jahrhundertwende die Abende noch beim Licht von Petroleumlampen verbracht wurden und nähere Ziele nur mit Pferdefuhrwerken erreichbar waren, mag uns heute anachronistisch vorkommen. Der Wahrnehmung des Unverwechselbaren einer Landschaft jedoch tut es keinen Abbruch und überliefert nach wie vor das Charakteristische auch im Historischen.

Eine Wertschätzung des Gemeinsamen und Verbindenden ist unüberhörbar in Hesses am Untersee entstandenen Betrachtungen. Nicht nur durch das Verwandtschaftliche der Menschen und ihrer Mundarten im Dreiländereck, sondern auch aufgrund seiner übernationalen Herkunft ist es ihm, dem Sohn einer schwäbischen Indien-Missionarin und eines baltendeutschen Vaters mit russischer Staatsangehörigkeit, nie schwergefallen, sich hinwegzusetzen über die Willkür der Landesgrenzen und engstirnigen Nationalismus. »Mein Glaube an Rassen«, schreibt er 1919, »ist niemals lebhaft gewesen. Dennoch bin ich Alemanne und bin es stärker und bewußter als die meisten von denen, die es der Rasse nach wirklich sind [...]. Dieses südwestdeutsch-schweizerische Gebiet ist mir Heimat, und daß durch dieses Gebiet mehrere Landesgrenzen und eine Reichsgrenze liefen, bekam ich zwar im Kleinen wie im Großen oft einschneidend zu spüren, doch habe ich diese Grenzen in meinem innersten Gefühl niemals als natürliche empfinden können [...]. Das Vorhandensein dieser Grenzen äußerte sich nirgends und niemals in wesentlichen Unterschieden der Menschen, ihrer Sprache und Sitte, es zeigten sich diesseits und jenseits der Grenze weder in Landschaft noch in Bodenkultur, weder im Hausbau noch im Familienleben merkliche Unterschiede [...]. Für mich war Heimat zu beiden Seiten des Oberrheins, ob das Land nun Schweiz, Baden oder Württemberg hieß [...]. Ich lernte mein Leben lang die Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz nicht als etwas Natürliches, Selbstverständliches und Heiliges kennen, sondern als etwas Willkürliches, wodurch ich brüderliche Gebiete getrennt sah. Und schon früh erwuchs mir aus diesem Erlebnis ein Mißtrauen gegen Landesgrenzen und eine innige, oft leidenschaftliche Liebe zu allen menschlichen Gütern, welche ihrem Wesen nach die Grenzen überfliegen und andere Zusammengehörigkeiten schaffen als politische.« Gerade diese von seinen Kritikern als unhistorisch, eskapistisch und sentimental beargwöhnte Haltung hat Hesse später davor bewahrt, sich am unsentimentalen Wirklichkeitssinn und an der »historischen Aufgeschlossenheit« für zwei Weltkriege zu beteiligen. Statt dessen fand er sich getrie-

Die von E.R. Weiss
ausgestatteten Erst-
ausgaben der frühen
Erzählbände »Diesseits«
(1907) und »Nachbarn«
(1908).



ben, überall das, was die Nationen, Ideologien und Religionen verbindet, viel höher zu werten als das, was sie trennt.

Dies ist es denn auch, was Hesses Bodensee-Schilderungen vor dem Provinzialismus erbaulicher Heimatliteratur bewahrt. Gleichwohl ist der Sinn für die Bedeutung von Herkunft und Heimat bei ihm, der seine schwäbische Mundart bis ins hohe Alter nie verleugnet und abgelegt hat, durchaus entwickelt. Doch preist er seine Herkunft nie auf Kosten anderer Zugehörigkeiten. So schreibt er zu Beginn des Ersten Weltkriegs: »Zu den einfachsten Bedürfnissen, auf die man sich sonst nie besinnt, gehört auch die Heimat. Damit meine ich nicht das Vaterland [...], ich meine die Bilder, die jeder von uns als sein bestes Erinnerungsgut aus der Kindheit bewahrt hat. Sie sind nicht darum so schön, weil die Heimat unbedingt schöner wäre als die andere Welt, sondern darum, weil wir sie zuerst und mit der ersten Dankbarkeit und Frische unsrer jungen Kinderaugen gesehen haben. Das ist keine Sentimentalität. Das Sicherste, was wir haben, wenn wir noch nicht die höchsten Stufen im Geistigen erreicht haben, das ist die Heimat. Man kann verschiedenes darunter verstehen. Die Heimat kann eine Landschaft sein, oder ein Garten, oder eine Werkstatt, oder auch ein Glockenklang, oder Geruch. Das, worum es sich handelt, ist die Erinnerung an die Zeit des Heranwachsens, an die ersten stärksten, heiligsten Eindrücke unseres Lebens. Dazu gehört auch die Mundart der Heimat. Mir, der ich in der Fremde lebe, ist bei jedem Heimkommen der erste schwäbische Bahn-